



Verband von Lesben und Schwulen in der Psychologie

**Empfehlungen zur Psychotherapie und Beratung
mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Klient_innen:
Glossar**

Autor_innen:

Gisela Wolf, Matthias Fünfgeld, René Oehler und Susanne Andrae

Februar 2015

Herausgegeben vom VLSP:

www.vlsp.de

Zitationshinweis:

Wolf, G., Fünfgeld, M., Oehler, R. & Andrae, S. (2015). *Empfehlungen zur Psychotherapie und Beratung mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Klient_innen: Glossar*. Mannheim: VLSP. Verfügbar unter www.vlsp.de

Empfehlungen zur Psychotherapie und Beratung mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Klient_innen:

Glossar

Im Folgenden werden die in den VLSP-Empfehlungen zur Psychotherapie und Beratung mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Klient_innen (Wolf, Fünfgeld, Oehler & Andrae, 2015) verwendeten Fachbegriffe näher erläutert. Das Literaturverzeichnis, die VLSP-Empfehlungen und Vorbemerkungen dazu stehen auf der Webseite des VLSP (www.vlsp.de) zum Download zur Verfügung.

Bisexualität: Unter Bisexualität wird eine sexuelle Orientierung verstanden, die sich nicht ausschließlich auf Partner_innen eines Geschlechts beschränkt. Manche bisexuellen Menschen empfinden sich auch als „queer“. Bisexualität bedeutet nicht, dass ein gleich starkes, sexuelles Interesse an Männern und an Frauen bestehen muss. So kann es sein, dass z.B. ein Mann den Sex mit Männern als befriedigender erlebt, sich jedoch ausschließlich in Frauen verliebt und sich nur zu ihnen emotional stark hingezogen fühlt. Die mögliche Fluidität von sexueller Orientierung kann zudem dazu beitragen, dass Menschen im Verlauf des Lebens eine Veränderung wahrnehmen, z.B. von ausschließlich heterosexuellen hin zu bi- oder homosexuellen Empfindungen oder umgekehrt, von homosexuellen zu bi- oder heterosexuellen Empfindungen. Es kann auch sein, dass sich nur ein Teil der sexuellen Orientierung (z.B. Phantasien) auf mehr als ein Geschlecht bezieht. Unabhängig davon muss die Selbstdefinition eines Menschen berücksichtigt werden. So gibt es z.B. Männer, die verheiratet sind und den gelegentlichen sexuellen Kontakt zu anderen Männern suchen oder in einer Umgebung, in der überwiegend Männer sind, homosexuelle Erfahrungen gemacht haben und sich dennoch nicht als bisexuell bezeichnen würden. Manche Menschen, die sich als bisexuell bezeichnen, haben die Vorurteile und Stigmatisierungen bisexueller Lebensweisen, in Form einer verinnerlichten Binegativität internalisiert, was ein bisexuelles Coming-out zusätzlich erschweren kann.

Bodyismus: Bodyismus stellt den Wunsch nach der Perfektionierung des Körpers dar im Hinblick auf ein jugendliches, gesundes und attraktiv aussehendes Äußeres. Verbunden ist damit oft eine Abwertung von Menschen, die diesem Ideal nicht entsprechen (z.B. weil sie einem gewissen Schönheitsideal nicht entsprechen, gealtert aussehen oder eine Behinderung haben). Die Gefahr des Bodyismus ist, dass der Körper im Vergleich zum Charakter eines Menschen als vornehmlicher Bewertungsmaßstab für den Menschen genutzt wird. So werden alte Menschen häufig als langsam angesehen oder Menschen, die einem gewissen Schönheitsideal entsprechen, werden bessere Fähigkeiten oder Charaktereigenschaften zugesprochen, obwohl diese Bewertungen nicht zutreffen müssen. Insbesondere unter Schwulen führt der Trend zum Bodyismus dazu, dass nicht nur junge Schwule sich unter Druck setzen und Minderwertigkeitsgefühle entwickeln können, wenn ihr Körper von einem medial oder subkulturell geprägten Körperideal abweicht. Die Folgen sind z.B. ein vermehrter Steroidmissbrauch, Essstörungen und dass ältere Schwule die Angst haben, nicht mehr attraktiv und damit als Mensch und Partner nicht mehr gefragt zu sein.

Community, lesbisch-schwul-bisexuelle: Im Zusammenhang mit sexuellen Orientierungen wird der Begriff „Community“ manchmal zur Beschreibung der Gesamtheit oder einer Teilgruppe von nicht-heterosexuellen Menschen verwendet, die sich aufgrund ihrer sexuellen Orientierung in einer vergleichbaren gesellschaftlichen Situation sehen oder aber auch von außen so gesehen werden. Der Begriff Community wird dabei oft mit einem emanzipatorischen Anspruch von Lesben, Schwulen und Bisexuellen verknüpft angesehen. Menschen, die sich auf politischer Ebene für die Anerkennung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen einsetzen, wären somit Teil einer oder auch mehrerer evtl. spezialisierter Communities (pl.). Die Zugehörigkeit zur „Community“ ist dabei allerdings nicht fest definiert. Wer sich der Community zugehörig fühlt, ist somit Teil der Community, auch wenn andere sie oder ihn nicht als Teil derselben Community ansehen würden. Davon abgegrenzt werden mit dem Begriff der lesbisch-schwulen „Szene“ manchmal wirtschaftliche Geschäftsbetriebe und Dienstleister (Veranstaltungsorte, Zeitschriften, Verlage, Dating-Websites, Clubs, etc.) assoziiert, die sich an ein lesbisches, schwules oder bisexuelles Publikum wenden, sowie nichtkommerzielle Orte der sozialen und/oder sexuellen Begegnung (schwules Jugendzentrum, nicht kommerzielle Partys). Die „Szene“ spielt für einen Teil der Lesben, Schwulen und Bisexuellen eine große Rolle, weil sie mit dem Gefühl des Unter-sich-Seins und der Vertrautheit bei gleichzeitiger fehlender allgemeingesellschaftlicher sozialer Anerkennung assoziiert werden kann. In Szeneeinrichtungen und an Szeneorten fühlen sich einige lesbische, schwule und bisexuelle Menschen nicht in der Minderheit. Von anderen hingegen wird die Szene als sehr zwiespältig erlebt. Das zeigt sich z.B. wenn in Partneranzeigen die Formulierung „Bitte keine Szenegänger“ zu finden ist oder wenn sogenanntes szenetypisches Verhalten zu einer Binnennorm erhoben wird.

Coming-out: Unter einem Coming-out wird der innere und äußere Prozess des Erkennens und Zu-sich-Stehens bei nicht-heterosexuellen Personen beschrieben. Das innere Coming-out stellt die Gewährwerdung und Akzeptanz der Nicht-Heterosexualität bei sich selbst dar, das äußere Coming-out stellt hingegen die Kommunikation der eigenen sexuellen Orientierung in die heteronormative Außenwelt dar. Ein Coming-out ist somit kein einmaliger Schritt, sondern er vollzieht sich immer aufs Neue (z.B. bei einem Arbeitsplatzwechsel) und ist niemals ganz abgeschlossen. Insbesondere unter dem Gesichtspunkt, dass die sexuelle Orientierung fluide sein kann, bedeutet dies, dass es auch mehrere Coming-outs mit unterschiedlicher Botschaft im Leben eines Menschen geben kann. Ein Coming-out kann sehr offensiv, aber auch sehr dezent ablaufen. Da nicht-heterosexuelle Menschen in der Gesellschaft stigmatisiert werden bzw. Angst vor Stigmatisierung haben, kann ein Coming-out lange hinausgezögert werden. Das innere Coming-out zeigt der betroffenen Person, dass sie – zumindest in einem Punkt – anders ist als die Mehrheitsgesellschaft. Zu diesem Zeitpunkt liegt vielfach bereits eine verinnerlichte Homonegativität vor, da z.B. Nicht-Heterosexuelle in der Gesellschaft eher ab- als aufgewertet werden und betroffene Personen dies schon Jahre vor ihrem Coming-out miterlebt haben.

Gendernormierung: Gendernormierung bedeutet, dass in einer Gesellschaft Praktiken angewendet werden mit der Zielrichtung, Menschen dazu zu bewegen, sich eindeutig als

„Mann“ oder „Frau“ zu zeigen, erkennbar zu machen und zu identifizieren. Menschen, die sich geschlechtsrollen-nonkonform präsentieren, werden entsprechend ausgegrenzt, sanktioniert und mit Druck dazu angehalten, sich den Gendernormen für „Frauen“ bzw. „Männer“ soweit anzupassen, dass sie eindeutig einem der beiden Geschlechter zugeordnet werden können.

Geschlecht: Das *biologische Geschlecht* oder Körpergeschlecht („sex“) bestimmt die körperliche Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, meist dem „weiblichen“ oder dem „männlichen“ Geschlecht. Diese Zugehörigkeit wird per sozialer Zuweisung in der Regel kurz nach der Geburt an den primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen festgemacht. Intersexuelle Personen weisen primäre und/oder sekundäre Geschlechtsmerkmale auf, die keine eindeutige körperbezogene Zuordnung im Zweigeschlechtersystem ermöglichen. Der Begriff Inter* bedeutet, dass der Begriff alle Möglichkeiten, inter zu leben, umfasst, u.a. intersexuell und interident.

Geschlechtsidentität: Die *Geschlechtsidentität* bildet ab, welchem Geschlecht sich eine Person selbst zugehörig fühlt. Dies beinhaltet auch die entsprechende Wahrnehmung und selbstbestimmte Einordnung des eigenen Körpers.

Geschlechtsrollenkonformes/-nonkonformes Verhalten: Das *geschlechtsrollenkonforme Verhalten* bezeichnet ein Verhalten entsprechend der stereotypen Erwartungen einer Gesellschaft an die Verhaltensweisen von kategorial konstruierten „Frauen“ und „Männern“. Geschlechtstypisches Rollenverhalten kann sich beispielsweise in der Sprache, im Habitus, in der Wahl bestimmter Handlungen, Berufe oder Partner_innen ausdrücken. Sowohl lesbische, schwule und bisexuelle Personen, als auch heterosexuelle, inter* und trans* Personen können in unterschiedlichen Lebensbereichen vom geschlechtstypischen Rollenverhalten abweichen oder es normkonform ausfüllen. Es ist davon auszugehen, dass das Ausmaß, in dem sich eine Person geschlechtsrollenkonform bzw. -nonkonform gestaltet und verhält, auf einem Kontinuum verortet ist. Eine Person, die weitgehend geschlechtsrollenkonform handelt, kann ihr entsprechendes Verhalten als „authentisch“ empfinden oder es gezielt wegen eines intendierten Ausdrucks annehmen (Hirschfeld-Eddy-Stiftung 2008).

Heteronormativität: „Heteronormativität“ als ein zentraler Begriff aus der Queer Theory beschreibt die umfassende soziale Privilegierung heterosexueller Lebensweisen und heterosexueller Personen in allen gesellschaftlich maßgeblichen Lebensbereichen. Heterosexualität wird dabei als alleinige „normale“ und „natürliche“ Sexualität in einem andauernden Prozess konstruiert und reifiziert. Dass sexuelle Beziehungen heterosexuell sind, gilt in einer heteronorm konstruierten Gesellschaft als so selbstverständlich, dass die Heterosexualität einer Beziehung vorausgesetzt wird und gar nicht mehr benannt werden muss (Ebeling 2005). Menschen, die sich auch oder ausschließlich emotional und/oder sexuell auf Partner_innen des gleichen Geschlechts beziehen, werden in einer heteronorm konstruierten Gesellschaft abgewertet, ausgegrenzt, ignoriert und diskriminiert. Im Gegensatz zu heterosexuellen Personen werden in einer heteronormen Gesellschaft gleichgeschlechtlich

liebende Menschen immer wieder in die Situation gebracht, ihre Lebensweise legitimieren zu müssen (Clarke, Ellis, Peel & Riggs 2010, Ebeling 2005, Jagose 2001).

Heterosexismus: Heterosexistisch werden gesellschaftliche Konstruktionen genannt, die sowohl Menschen eines Geschlechts über Menschen eines anderen Geschlechts stellen (meist patriarchal Männer über Frauen), als auch im Bereich der sexuellen Orientierung Frauen und Männer ausschließlich gegengeschlechtlich (heterosexuell) zuordnen. In einer heteropatriarchal organisierten Gesellschaft werden heterosexuelle Beziehungen privilegiert, um insbesondere Männern einen Ressourcenvorteil zu sichern (Amnesty International 1999, S. 30, Clarke, Ellis, Peel & Riggs 2010, Wolf 2004).

Homonegativität: Homonegativität bezeichnet eine negative Einstellung bzw. Haltung gegenüber Homosexualität oder Bisexualität. Diese Einstellung kann offen und nach außen gerichtet feindselig sein oder verdeckt und nach innen gerichtet die eigene homosexuelle Orientierung abwerten. Im zweiten Fall sprechen wir von „verinnerlichter Homonegativität“. Diese entsteht in einer heteronormativ geprägten Gesellschaft bereits ab der frühen Kindheit. Die verinnerlichte Homonegativität stellt für Menschen mit nicht-heterosexuellen Orientierungen eine wesentliche Gefährdung ihres Selbstwertgefühls dar und kann die Bejahung der eigenen sexuellen Orientierung verzögern oder unmöglich machen. Im VLSP ziehen wir den Begriff der Homonegativität (adj.: homonegativ) dem in der Literatur häufiger gebrauchten Begriff der „Homophobie“ (adj.: homophob) vor, weil das Wort „Phobie“ eine psychische Störung oder Krankheit konstruiert. Wir sind der Meinung, dass weder das Vorliegen eines gleichgeschlechtlichen Begehrens oder Verhaltens, noch eine negative Einstellung zu Homo- oder Bisexualität als Krankheit konstruiert werden sollte.

Homonormativität: Homonormativität stellt die unhinterfragte Normsetzung in Untergruppen von homosexuellen Menschen dar, die bei den Mitgliedern dieser Gruppen durch Gruppenkohäsions- und Abgrenzungsprozesse eher implizit als explizit Gültigkeit erlangen. Diese Normen können in unterschiedlichen Teilgruppen von homosexuell oder bisexuell lebenden Menschen sehr unterschiedlich sein, was z.B. Lebensgestaltung, Partnerbeziehungen oder sexuelle Treue betrifft. Homonormativität führt, wie jede starre Normsetzung zur Ausgrenzung anderer Erlebens- und Verhaltensweisen und entspricht damit bei homosexuellen Personen der Heteronormativität heterosexueller Menschen.

Intersektionalität: Eine intersektionale Betrachtungsweise von Identitäten und Zugehörigkeiten nimmt die Vielfalt und Überschneidung von relevanten Zugehörigkeiten einer Person wahr und erfasst deren Auswirkungen auf die Lebensweise und die Erfahrungen der Person. Unterprivilegierte und machtvoll positionierte Positionierungen sind bei einer Person miteinander verwoben und prägen insgesamt den Zugang dieser Person zu Ressourcen. So kann die jeweils individuelle Position der Person im Schnittpunkt unterschiedlicher Identitäten und Zugehörigkeiten (hinsichtlich beispielsweise Klasse, sexueller Orientierung, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Behinderungserfahrung) die Person einerseits mit spezifischen Privilegien ausstatten, andererseits in anderen Merkmalsbereichen Diskriminierungen und Ausgrenzungen aussetzen (Clarke, Ellis, Peel & Riggs 2010, Winkler

& Degele 2009). Das Konzept der Intersektionalität wurde 1989 von der US-Amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw entwickelt.

Intersexualität: siehe Geschlecht

Klassismus: Klassismus stellt ein Denk- und Handlungsmuster dar, durch das Menschen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozioökonomischen Gruppe deprivilegiert, marginalisiert und ausgegrenzt werden. Betroffen von Klassismus sind Menschen, die wenig Geld verdienen, keinen akademischen Beruf oder gar keine Lohnarbeit haben, Arbeiter_innen sind, sowie Menschen, die diesen Menschen verbunden sind (z.B. Arbeiter_innenkinder) bzw. aufgrund ihres Habitus diesen Gruppen als zugehörig zugeordnet werden. Durch Klassismus wird die Ungleichverteilung von ökonomischen und Bildungsressourcen in einer Gesellschaft aus der Perspektive der entsprechend Privilegierten legitimiert und aufrechterhalten.

Minoritätenstress: Das Minoritätenstressmodell wurde von Ilan H. Meyer (2003) zum Verständnis der Stressbelastungen homosexueller Menschen als Angehörige einer stigmatisierten sozialen Gruppe weiter entwickelt. Laut Steffens (2010) setzt sich Minoritätenstress zusammen aus (1) gesellschaftlicher Stigmatisierung, (2) der Erfahrung von Diskriminierung und/oder Gewalt und (3) verinnerlichten negativen Einstellungen gegenüber der Gruppe, mit der man identifiziert wird und/oder sich zugehörig fühlt.

Minoritätenstressmodell: Das Minoritätenstressmodell versucht zu erklären, warum sozial und gesellschaftlich diskriminierte Gruppen eine erhöhte Prävalenz für Krankheiten haben, wie dies für sozial oder bildungsmäßig benachteiligte Menschen, aber eben auch für Menschen mit einer nicht-heterosexuellen Orientierung gilt. Das Minoritätenstressmodell besagt, dass der Minoritätenstress *zusätzlich* zu den Belastungen auftritt, denen die meisten Menschen sowieso ausgesetzt sind. Der Minoritätenstress ist zudem chronisch, weil er durch gesellschaftlich bedingte Vorurteile aufrechterhalten wird.

MSM: MSM ist ein Akronym und bedeutet: „Männer, die Sex mit Männern haben“. Die Notwendigkeit dieser Abkürzung ergab sich bei der Planung von Gesundheitskampagnen im Rahmen der Aids-Prävention und der Prävention von sexuell übertragbaren Erkrankungen (STIs), weil sich zeigte, dass solche Kampagnen weniger effektiv sind, wenn sie sich an Zielgruppen wenden, die identitär definiert sind und sich folglich an „Homosexuelle“, „Schwule“ oder „Bisexuelle“ wenden. Der Bezug zu einem konkreten Verhalten („Männer, die Sex mit Männern haben“) erhöht bei Präventionskampagnen die Reichweite und die entsprechende Effektivität, denn unter MSM können sich zum Beispiel auch verheiratete Familienväter angesprochen fühlen, die nur gelegentlich Sex mit Männern haben und die sich in ihrer Selbstdefinition nicht unbedingt als bisexuell oder schwul definieren.

pansexuell: Als pansexuell bezeichnen sich manche Menschen, die ihre sexuelle Orientierung nicht auf binäre Geschlechtszugehörigkeit reduziert sehen wollen und deshalb den Begriff bisexuell ablehnen, weil dieser von einer impliziten Zweigeschlechtlichkeit ausgeht und zudem auch z.B. intersexuelle Menschen ausschließt.

People of Color: „People of Color“ (Singular: „Person of Color“) ist ein politischer Begriff von und für Personen, die von Rassismus betroffen sind (Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag 2012, Mbombi 2010). Damit umfasst dieser Begriff auch Menschen mit heller Hautfarbe, die von rassistischer Ausgrenzung betroffen sind.

Polyamorie: Polyamorie beschreibt die Fähigkeit und Handlungspraxis einer Person, mehrere und mit allen Beteiligten verantwortlich und konsensuell gestaltete Liebesbeziehungen zugleich zu leben (Clarke, Ellis, Pell & Riggs 2010, Easton & Hardy 2009).

Queer: Der Begriff „queer“ wurde ursprünglich zur Entwertung von nicht-heterosexuell und geschlechtsrollen-nonkonform lebenden Menschen benutzt. Ab den 1980er Jahren wandelte er sich zu einer politisch konnotierten Selbstbezeichnung von Menschen, die nicht heteronorm und/oder geschlechtsrollen-konform leben wollen. Verbunden wird der Begriff häufig auch mit einer kritischen Haltung gegenüber heterozentristischen Privilegierungen sowie einer Problematisierung von essentialistisch (dichotom, stabil, angeblich „natürlich“ und angeboren) verstandenen sexuellen und genderbezogenen Identitätskategorien (Jagose 2001, Perko 2005, Quaestio 2000, Wolf 2004).

Regenbogenfamilien: Familien mit lesbischen, schwulen, queeren und bisexuellen Eltern.

Serosorting, seroguessing und strategic positioning: Serosorting“, „seroguessing“ und „strategic positioning“ sind sexuelle Handlungsstrategien, die der Intention folgen, sich vor einer Infektion mit einer sexuell übertragbaren Erkrankung zu schützen. Diese Strategien folgen einer subjektiven Logik und können eingesetzt werden, ohne dass mit dem Sexualpartner oder der Sexualpartnerin gesprochen wird, bieten jedoch keinen sicheren Schutz vor einer Transmission. Eine Person, die ihre Entscheidung für oder gegen Safer Sex vom ihr bekannten oder von ihr vermuteten („seroguessing“) Serostatus des Sexualpartners bzw. der Sexualpartnerin abhängig macht, betreibt „serosorting“. Bei „strategic positioning“ übernimmt eine Person, die den Serostatus ihres Sexualpartners bzw. ihrer Sexualpartnern nicht kennt, die eindringende, als „aktiv“ konstruierte Rolle in der Sexualität, da sie davon ausgeht, damit die Wahrscheinlichkeit der Übertragung einer eventuellen Infektion ihres Partners oder ihrer Partnerin auf die eigene Person verringern zu können (Langer 2009).

Strukturelle Gewalt: Unter struktureller Gewalt wird die Einschränkung der Selbstentfaltung einer Person aufgrund gesellschaftlicher Regeln, Normen und Machtverhältnisse verstanden. Neben der offenen Diskriminierung von Personen, welche meist recht deutlich erkannt werden kann, fallen unter strukturelle Gewalt auch gesellschaftliche Realitäten, die nicht direkt als Diskriminierung zu erkennen sind, wie etwa ungünstige Lebensbedingungen aufgrund ungleicher Ressourcenverteilung, z.B. in Form von Umweltverschmutzung, ungleichen Bildungschancen oder ungleicher Gesundheitsversorgung.

Syndemie: Unter Syndemie wird das Zusammenspiel zwischen gesundheitsbezogenen und psychosozialen Problemen verstanden, deren gemeinsames Auftreten das gesundheitsbezogene Risikoverhalten eines Menschen mitbestimmen (z.B. ungeschützter

Geschlechtsverkehr im Zusammenhang mit einem negativen Selbstwert und Drogenkonsum in einer Community).

Travestie: Unter Travestie wird die künstlerische Darstellung einer Person durch eine_n gegengeschlechtliche_n Darsteller_in verstanden.

Transvestitismus: Transvestitismus bezeichnet das Tragen gegengeschlechtlich assoziierter Kleidung. Gelegentlich wird hierfür auch der Begriff des „Cross-Dressing“ verwendet. Drag Queens (Männer in Frauenkleidung) bzw. Drag-Kings (Frauen in Männerkleidung) sind Menschen, die sich zeitlich begrenzt, z.B. in der Öffentlichkeit, transvestitisch verhalten und damit die gegengeschlechtliche Rolle durch Überzeichnung bei der Kleidungsauswahl besonders klischeehaft – und zum Teil auch lustvoll – darstellen.

Transidentität: Unter transidenten Menschen werden solche verstanden, die sich einem Geschlecht zugehörig fühlen, welches nicht dem ihnen aufgrund ihrer primären und sekundären Geschlechtsmerkmale zugewiesenen Geschlecht entspricht. Eine Transfrau ist somit ein Mensch, der phänotypisch zunächst die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale eines Mannes aufweist, sich jedoch als zum weiblichen Geschlecht zugehörig empfindet. Umgekehrt ist es bei einem Trans-Mann. Manche Trans*-Personen gehen den Weg einer geschlechtsangleichenden Operation. Da der oftmals noch in der Literatur verwendete Begriff „Transsexualität“ (im ICD-10 aktuell auch noch „Transsexualismus“) sehr stark auf die Sexualität hin konnotiert ist, verwenden viele Trans*-Personen für sich selbst lieber den Begriff „Transgender“ oder Transident. Die Begriffe können auch weiter gefasst werden und beinhalten dann alle Personen, die sich nicht eindeutig auf männliche oder weibliche Geschlechtsrollen festlegen lassen wollen. Hierunter können dann auch wiederum Transvestiten, Drag Queens, Drag Kings etc. fallen oder auch metrosexuelle Männer, die vermeintlich weibliche Elemente in ihre Erscheinung oder ihr Verhalten einbauen, ohne eine politische Botschaft damit zu verbinden. Der Begriff Trans* bedeutet, dass der Begriff alle Möglichkeiten, trans* zu leben, umfasst, z.B. transident, transgender etc..

Wahlfamilie: Unter einer Wahlfamilie wird – nicht nur im schwul-lesbischen Bereich – das emotional enge Zusammenleben verschiedener Menschen verstanden. Diese Beziehungen beruhen auf einer gegenseitigen Wahl. Dafür muss keine genetische oder rechtliche Verwandtschaft zwischen den Mitgliedern dieser Familie bestehen. Der Begriff erhält im schwul-lesbischen Kontext dadurch besondere Bedeutung, dass oftmals zwischen Lesben, Bisexuellen und Schwulen sowie deren Angehörigen aus der Herkunftsfamilie ein angespanntes oder gar kein familiäres Beziehungsverhältnis mehr besteht. Als Wahlfamilie werden dann z.B. enge, ausgewählte Freunde bezeichnet.

Literatur, Empfehlungen und Vorbemerkungen

Das Literaturverzeichnis, die VLSP-Empfehlungen selbst und Vorbemerkungen dazu stehen auf der Webseite des VLSP (www.vlsp.de) zum Download zur Verfügung.